Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 2

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Begeisterung untergrub er. Nichts habe ich empfangen, denn Enttäuschung. Eine Seele nur gab es, die mich verstanden hat, doch das Schicksal trennte uns von Anbeginn." Er wurde nachdenklicher und selbstvergessener. „Vielleicht hätte mich diese Eine langsam dahin geführt, wohin alle mich haben wollten. Vielleicht haben die andern alle recht, alle, auch Sie, liebe Mutter! Aber es ist etwas in mir, — erschrecken Sie nicht, — das mich einem verheißungsvolleren Leben entgegendrängt. Wie ein flüchtiger Gedanke bin ich, haltlos umhertaumelnd zwischen Himmel und Erde. Ich beuge mich demütig dem kolossalischen Geiste Schillers und fühle mich als seine staubgewordene Idee."

Geistesabwesend, wie ein Seher, hatte Hölderlin gesprochen. Plötzlich unterbrach er sich und reichte beiden Frauen die Hand. „Gute Nacht, Frau Mutter! Schlafen Sie gut, liebe Großmutter!" Hastig, als schämte er sich seiner Worte, verließ er die kleine Stube. —

Ein kalter Ostwind fegte durch die kleine Stadt Nürtingen, als am nächsten Morgen die Postkutsche vor dem Gockschen Hause hielt. Eilig verstaute man das Gepäck. Hölderlin sah an diesem Tage blaß und übernächtigt aus. Beim Abschied wogte eine zurückgehaltene Schwermut aus seiner Stimme. „Leben Sie wohl, meine Lieben!" sagte er. „Grüßen Sie Heinrike und Karl!" Dann stieg er in den Postwagen.

Der „Schwager" ließ die Peitsche knallen, und fort ging es, hinaus aus dem Städtchen, hinaus in die Welt.

*

Es war Sommer geworden.

Der Dichter und Reisebegleiter der Fürstin von Dessau, Friedrich Matthisson, saß in seinem Zimmer in Stuttgart am Schreibtisch. Plötzlich hörte er an der Tür ein Geräusch. Als er sich umdrehte, sah er einen Mann eintreten. Leichenblaß war der und abgemagert bis zum Skelett. Wild und unstät blickten seine Augen, lang war der Bart und das Haar, die Kleidung beschmutzt, verrissen und bestaubt wie von langer Fußreise.

Zaghaften Schrittes kam der Unheimliche näher.

Matthisson stand auf und wich scheu zurück. „Wer sind Sie?"

Hohl klang die Stimme des Fremden: „Hölderlin!"

Da faßte sich Matthisson an die Stirn, und mit der plötzlichen Erkenntnis, die ihn durchzuckte, umkrampfte ein Entsetzen sein Herz.

Der starre Glanz in den Augen des Besuchers begann sich zu beleben, als er anhub, mit geheimnisvoller Betonung zu deklamieren:

„... denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter, schenken heiliges Leid uns auch ..."

*

Einige Wochen später kehrte Hölderlin in sein Heimatstädtchen zurück. Die Dämmerung hatte sich über Nürtingen herabgesenkt. Wieder, wie damals beim Abschied, saßen die beiden Frauen beklommenen Herzens in der kleinen Stube beisammen. Frau Christiane hatte bereits von ihrem jüngeren Sohn Karl aus Stuttgart Mitteilung über ihren Fritz erhalten, auch über den verwirrten Geisteszustand hatte er schonend berichtet. Nun harrten die beiden Frauen Tag für Tag in banger Erwartung der Heimkehr ihres verlorenen Kindes.

Die Großmutter saß apathisch am Fenster und starrte reglos in die Dämmerung. Drohend kroch die Finsternis in die Stube, wuchs aus den Ecken und drängte zu den bleigefaßten Butzenscheiben hin.

Frau Christiane ging in das Nebenzimmer und blies dort die verlöschende Glut des Herdes zur Flamme. Dann brannte sie mit einem Fidibus eines der selbsthergestellten Talglichte an.

Als sie zurückkam, sah sie die Großmutter aufgerichtet am Fenster stehen. „I glaub', er war's!" klang es bebend von ihren dünnen Lippen.

Da wurde auch schon die Tür aufgerissen.

Hölderlin, jung und lebhaft und sauber gekleidet, stand vor den Frauen. Völlig gesund schien er, nur die Augen ... Ja! Die flackernden Augen redeten eine grauenhafte Sprache.

„Ihr habt mich wieder, und ich euch!" sagte er mit ausdrucksvollem Pathos. „Beschwerlich war der Weg von Bordeaux nach Nürtingen. Wisset! Auf hartem Lager schlief ich, die gespannte Pistole neben mir. Von Räubern geschlagen und beraubt ..."

„Fritz!" schrie die Mutter entsetzt und eilte auf ihn zu.

Gebietend hob Hölderlin die Hand. „Zurück! Ich bin der Herr Bibliothekar! Ich bin Scardanelli!"

„Fritzle!" jammerte Frau Christiane mit erstickender Stimme.

Er schaute sich im Kreise um. Sein Gesicht wurde plötzlich ruhiger, die Stimme sanfter. „Frau Mutter! Was ist geschehen?" Und vollkommen klar geworden, umarmte er die beiden Frauen. Dann dachte er lange nach. Endlich sagte er leise: „Ich war ein Gast an der Tafel der Götter, frei glaubte ich zu sein und wurde ihr Gefangener. Schauen Sie mich nicht so ängstlich an, Frau Mutter! Mein Geist ist klar in diesem Augenblick. Ich habe den Gipfel erklommen, wo nur Götter wohnen." Plötzlich beugte er das Knie, faltete die Hände und betete laut:

„Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget dann mir sterbe!"

Als er geendet hatte, stand er müde auf und ließ sich in sein Zimmer führen.

*

Das Gebet wurde erhört. Noch vier Jahre schuf Hölderlin reife, herrliche Gesänge, bis er völlig der „Gefangene der Götter" wurde, der „Herr Bibliothekar", der „Scardanelli". —

Rundschau.

Neuster österreichischer Alarm.

Trotzdem man über die österreichische Politik das Motto setzen kann: „Es geschieht nie was", entwickeln sich die Dinge doch, und nur die verschieden gearteten Abhängigkeiten des herrschenden Regimes schieben die Entscheidungen so lange hinaus.

Anfangs dieser Woche wurde behauptet, die Regierung Dollfuß sei im Begriffe, den Heimwehrforderungen in Bezug auf Wien nachzugeben, d. h. einen Regierungskommissar für dieses volksreichste „Land" unter den österreichischen Bundesländern zu ernennen und damit die verfassungsrechtlich fundierte Stellung der roten Stadt zu zerstören. Starhemberg, der Mussolini-Nachbeter, ist überzeugt, die roten Genossen Otto Bauer und Renner hätten nicht mehr Courage im Leib als seinerzeit Severing und Braun in Preußen und würden, wie jene vor das Reichsgericht, ebenso vor irgendwelches Forum laufen, das ihnen formal Recht geben, aber nichts helfen könnte, und damit wäre alles getan.

Daß Dollfuß bisher gezögert, Starhembergs Eifer restlos zu entsprechen, entspringt zum Teil der Rivalität zwischen den beiden Führern, zum Teil der Rivalität europäischer Hintermänner. Man muß stets bedenken, daß Oesterreich finanzielle Bindungen an den Völkerbund, d. h. praktisch an England und Frankreich zu beachten hat. Die Kassenschlüssel der Briten und Franzosen würden in den Taschen

verschwinden, sollte irgendwas geschehen, das als deutsch- oder italienfreundlich ausgelegt werden müßte. Und ein Handstreich gegen das republikanische Wien erscheint heute symbolisch als pro-italienisch oder pro-hitlerisch, geradeso wie die Schonung dieser Stadt als ein geretteter Rest von Demokratie und darum als Sympathiehandlung dem liberalen Westen gegenüber gedeutet werden kann.

Wenn es Mussolini gelingen sollte, den Völkerbund in seiner jetzigen Gestalt zu sprengen und zum Instrument der revisionistischen Wünsche zu machen, wenn dadurch der Kredit Frankreichs in Europa sinken sollte, könnte sich Dollfuß gegen Wien entscheiden. Starhemberg und die Seinen denken anders: Schlagt Wien kaput, schließt euch mit Ungarn zusammen, verbündet euch mit Mussolini — das wird dem Völkerbund eine weitere Rippe zerbrechen, und die Stunde wird heranrücken, wo der erlösende Fascismus auch die frühern Völkerbundsstaaten überflutet. Dann wird man die fascistische Internationale und den fascistischen Paneuropabund begründen ꝛc. ꝛc.

Vorläufig scheint es, als habe der britische Außenminister Simon bei seinem Besuch in Rom Mussolini dazu gebracht, seine Minervorschläge zu mäßigen. Man darf sich aber nicht täuschen lassen: Der ehemalige ungarische Ministerpräsident Bethlen verlangt wie auf Geheiß: Plebiszit in allen gemischten Grenzgebieten um Ungarn, Unabhängigkeit Siebenbürgens, freier Entschluß der autonomen Slovakei und Karpathenrußlands, sich von der Tschechei zu lösen und Ungarn anzuschließen. Wird Mussolini milder, singt irgendwo ein anderer aus dem Chor desto mißtöniger.

Die Abhängigkeit vom französischen Kapital könnte eines Tages, wenn Mussolini oder Hitler das nötige Geld bringen, in ihrer Wirkung versagen, und Italien hätte, wenn es Amerika zum Völkerbund brächte und England umstimmte, bald das Portemonnaie bereit, wenn auch mit fremden Geld gefüllt; dann ließe sich Frankreich, wie in Oesterreich, so auch in Genf, majorisieren, dort finanziell, hier durch Abstimmung. Heute gilt Frankreich noch was.

Darum warnen die Leute vom „Landbund", warnt alt Vizekanzler Winkler, warnt der Führer Buresch vor der Ernennung des Kommissars. Handelsminister Stokkinger als solcher, die Heimwehrler Jalconcig wieder im Ministerium, Nationalbankdirektor Kerschagel als Finanzberater Stockingers? Wir warnen, sagen die Leute, die die Konsequenzen fürchten. Möglich, daß die Sozialisten sich wirklich wehren, möglich, daß die Freunde Frankreichs, vor allem die Tschechen, nicht geschehen lassen, was Starhemberg träumt.

Es scheint doch noch nicht jedermanns Sache zu sein, unter ein Regime geraten zu wollen, das wie das italienische im 11. Jahre seiner Existenz durch Sondergerichte 477 Jahre Zuchthaus über politische Gegner verhängt.

Die staatssozialistischen Türken.

Man vergißt oft, neben der bolschewistischen und italienischen Diktatur die türkische des „Ghazi" Kemal Pascha aufzuzählen; erinnert man sich des neu-osmanischen Reichs und seiner amerikanisierten Hauptstadt Angora, so vergißt man meist, was vor Jahren prophezeit wurde: Daß sich das künstliche Gebäude kaum halten werde, da es doch an Kapital fehle; die armen anatolischen Bauern würden die verlangten Riesensteuern nicht aufbringen können; die Militärs würden alles in die Rüstungen stecken und die Kultur vergessen, aber nicht nur die Kultur, sondern auch die einfachsten sozialen Aufgaben; die arme Nation werde noch ärmer werden — und im übrigen... gegen den Fatalismus der Moslims sei nicht aufzukommen — ebensowenig gegen den passiven Widerstand der alttürkischen Volksmehrheit.

Sozial galt die Diktatur Kemals als fascistisch, umsomehr als Kemal alle erreichbaren Kommunisten einkerkerte oder aufhängte.

Verwunderlich war darum in all den Jahren die Tatsache, daß kaum zwei Staaten im nahen Osten enger zusammen gingen als Moskau und Angora, und erst noch am vergangenen Neujahr nannte Litwinow die Freundschaft beider Staaten ein Muster schönster Zusammenarbeit. Es liegt nicht nur an der Erwägung der Türken, daß die roten Russen auf Konstantinopel und überhaupt alle früher vom Zarismus bedrohten Gebiete verzichtet haben, daß die Weißen, wenn sie zur Herrschaft kämen, die alten Pläne wieder aufgreifen würden: Es liegt noch irgendwelche andere Gemeinsamkeit vor; das Rätsel der Zusammenarbeit von Bolschewisten und Turko-Fascisten kommt manchen Nachdenklichen sogar verdächtig vor. Es sieht öfters aus, als spielten die zwei Partner mit vertauschten Rollen ein gemeinsames Spiel — dasselbe denkt man sich übrigens auch, wenn man Italien und Rußland betrachtet. Wie kommt Mussolini dazu, zu sagen, er werde, wenn nötig, auch von Stalin lernen?

Die bolschewistische Ader des Fascismus scheint in der Türkei neuerdings ganz klar hervorzutreten: Türkischer Fünfjahresplan (wer äfft nicht alles diese spezifisch moskauerischen Formeln nach!), Verstaatlichung der wichtigsten Industrien des Landes, 42 Millionen Türk-Pfund als Kredit, dazu ein russischer Pump von 10 Millionen Dollars. Der Staat baut zwölf große Fabriken, für jede Industrie, die in Frage kommt, eine oder mehrere. Riesenfabriken, alle amerikanischen Giganten überschattend, aufs äußerste rationalisiert, Massenwaren mit geringstem Aufwand von Menschenkraft hergestellt, für den Bedarf des „anatolischen Bauernvolkes". Endlich zum lateinischen Schriftsystem und für den verbotenen Türken-Fez Gebrauchsgegenstände des Alltags en masse. Armes Land? Unsinn, sagt Kemal.

Seine Fabriken sollen jedoch, wie die russischen, der Armee dienen und wie jene auf die rote Armee, auf die Armee Kemals eingestellt sein. Angora hat begriffen, daß enorme Vorteile in einer diktatorisch geleiteten Industrie liegen. Jeder Industrie-Arbeiter ein ziviler Soldat! Hier enthüllt sich der letzte Sinn der Diktaturen, der roten wie der andersfarbigen. Faßt man dies ins Auge, so weiß man auch, warum der italienische Staat neun Zehntel seiner Industrie finanziell kontrolliert und — dirigiert.

„Dies sollt ihr an den staatssozialistischen Türken lernen!"

Katastrophen! Skandale!

Es ist etwas merkwürdiges um die Katastrophen, die in den vergangenen Wochen serienweise auftraten: Das große Eisenbahnunglück in Lagny bei Paris mit über 200 Opfern, die Grubenkatastrophe von Dux in Nordböhmen, mit 142 Toten, das Flugunglück in Belgien (Absturz eines englischen Flugzeuges), sodann der große französische Finanzskandal, der vorläufig mit dem Selbstmord des Hauptschwindlers Stavisky in Chamonix endete, aber noch wochenlang ganz Frankreich in Atem halten wird, vielleicht sogar eine Ministerkrise zeitigen kann ....

Es ist, als fehle Frankreich und Tschechien der nötige Anlaß, um die öffentliche Meinung in Gärung zu bringen: In beiden Ländern richtet sich als Folge der Katastrophen bewußt oder unbewußt die Volkskritik gegen das herrschende System und hilft unterminieren, was noch feststeht. Verbündet sich die Natur in ihren geheimen Tiefen mit den Umstürzern des Bisherigen? Beinahe wird einem unheimlich zumut. -an-